

# Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Merold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 24. August 1916

## Die Gefahren des Friedens.

Von Ludwig Bauer.

In einer Gesellschaft sprach man jüngst ... nicht mehr vom Kriege. Die Hausfrau hatte es verboten und meinte, es wäre besser und erzieherischer, einmal vom Frieden zu sprechen. Den Krieg, so sagte sie, kennen wir ja nun; aber den Frieden, der da kommen wird, den kennen wir nicht, so sehr wir ihn auch herbeiwünschen mögen. Zuerst widersprach man ihr, aber dann wurden die paar Menschen nachdenklich. Ein alter Herr fand ein hübsches Gleichnis: Wie wir einmal eine verdammte peimliche Seegelsahrt auf bewegter See machten, dachten wir nur das eine: O, wie er festes Land unter den Füßen fühlen! Gute, treue Erde, die man sicher und befriedigt treten kann, nicht diese schäumenden, sich werfenden Wogen und Abgründe. Aber als wir dann nach Gefahr und Todesangst an einer entlegenen Klippentafel landen konnten, da war diese ersehnte Erde fels und Geröll, das die Schiffe zertrümmert, ein jeder Schritt schmerzte, und lange Stunden mußten wir im Sturm mit munden Füßen gehen, bis wir ein Obdach fanden und geborgen waren. Wie — wenn es uns mit dem Frieden ebenso ginge? Da wurden alle lebhaft, und ein jeder brachte seine Sorge herbei, stellte Fragen an die kommende Welt, die unter blutigen Wehen ein unbekanntes Kind in die Welt schickte soll.

Der erste, ein Künstler, sprach: „Nicht frage ich mich, welche Rolle wir nachher spielen werden. Ich weiß wohl, es wird wieder Reiche geben, die sich bemalte Leinwand kaufen und von Dichtern und Musikern Sensationen einhandeln werden. Ich fürchte nicht, daß die Künstler hungern müssen. Auch wäre das noch nicht das Ärgste. Aber ich komme über die Vorstellung nicht hinweg, daß der Krieg unsere Unwissenheit erschreckend geistigt hat, und wir werden als die Ueberflüssigsten uns selbst und den anderen vorkommen. Der Krieg hat erwiehen, worauf es ankommt in den großen Entscheidungen: auf Gesundheit, einen festen Körper, ein Nervensystem, das nicht durch die heftigsten Eindrücke zu verwirren ist. Nicht Feinheiten und Empfindungen helfen uns, die Unferensiersten zu gewinnen den Krieg, halten durch, retten alle. Wenn Krieger und Wagner neben einem starken Bauernburden eine Höhe stürmen, einen Sumpf durchwaten, so schlägt sie der Bauernburden, und darauf allein kam es an. Ich bin benommen, zerklüftet, verwirrt, eben durch die Aufnahmefähigkeit meines Gehirns, durch die Klarheit, mit der ich Eindrücke preisgegeben bin, ich denke zu viel, ich habe nicht die Einfachheit und Geschlossenheit, deren man bedarf. Nun kann ich mir nicht helfen, ich empfinde es für ungerecht, wenn nachher im Frieden die Künstler und Intellektuellen auf einmal die großen Männer, die Blüte der Nation wieder sein sollen. Im Gegenteil, wir sind die Ueberflüssigsten und Wertlosesten. Sollen wir nachher dem Manne aus dem Volke auf die Schulter klopfen und ihm sagen: Schon recht, du hast während der Schlacht nicht die besten Vergleiche gewußt, nicht die tüchtigsten Verbindungen gesehen, aber dafür warst du der Klügere, doch das hilft dir nichts, geh nur wieder schön zurück, ich bin das Salz der Erde, ich, der ich während der Schlacht vielleicht eine Nerventzitter hatte, jedenfalls aber nicht die unerschütterliche Selbstverständlichkeit, mit der du dich hieltst. Ich bin in meinem Empfinden durch diese Vorstellungen zerrissen. Ich bin Künstler mit Leib und Seele, mehr noch, ich bin ein Mensch, der denkt, und ich bin stolz darauf, daß ich es tue. Aber ich muß sagen, jener hat mehr für das Vaterland, und er ist ihm wichtiger. Allerdings, die Symphonie, die hundert verweigten Gemalde, die neue Einsicht in vergangene Zeiten, die Erkenntnisse der Natur, der Geschichte, der Kunst, was weiß ich, was alles, das haben wir. Vielleicht können wir Werte schaffen wie den „Hru“ oder Töne finden wie den „Jedens Liebestod“. Aber damit ist kein einziger Meter feindlichen Schützengrabens zu nehmen, und dies allein ist wichtig und rettend. Der Hochmut der Geistigkeit ist einer tiefen Veringschätzung in meiner Seele gewichen. Wohl weiß ich, daß ich damit Unrecht habe, daß der Geist und das Genie weiter wirken und ein Volk führen und bereichern, aber schließlich ist all dies doch abgeleitet, eine Ergötzung der Mühsigen.“

Die Hausfrau widersprach der Zeit, sie genügte nicht dem Gebot der Stunde. Und selbst wenn es anders wäre, und wenn die Menschen wieder anfangen, sich über Worte und Gedankensysteme zu erregen, wenn sie sich in das Blasse und Nachgebildete flüchten, so würde ich mir irgendwo als Betrüger vorkommen. Wir sind nur dann wichtig, wenn es nicht das Letzte gilt ... und es ist unmöglich, daß die Zukunft das nicht fühlen sollte. Verachten wir die Geistigkeit, so verfallen wir in Rohheit, und schämen wir sie wie früher, so lügen wir. Ich fürchte diese Gefahr.“

Der zweite sprach: „Dies ist doch eigentlich, verzeihen Sie, bloß eine Berufsfrage. Mir scheint es unendlich bedrohlicher, daß wir das „Ich“ verloren haben. Dieses „Ich“ zu erhöhen, es zu befreien, war die Aufgabe der Jahrhunderte. Jetzt aber ist es überflüssig und bedenklich; nur das „Wir“ kann helfen und retten. Dies ist die Lehre des großen Krieges in allen Ländern, und dies muß weit in den Frieden wirken. Die volle Gewalt, die in dem „Wir“ liegt, ist erst jetzt entdeckt worden. Das „Wir“ war das Heer, das „Wir“ war das Volk, das „Wir“ war aber auch der Staat, der uns jedes Stück Zucker und jeden Tropfen Milch vorkaufte, überall war es, und dadurch allein vervielfältigten sich unsere Kräfte. Niemals war der einzelne so an die Allgemeinheit geteilt, so bedeutungslos für sich allein, so in jeder Lebensregung beherrscht und geleitet. Hätte vor dem Juli 1914 jemand sich vorstellen können, daß der Staat die Moden bestimmt, den Lohn jugendlicher Arbeiter auf die Spartasse legt, unsere Küchenschritte einzieht, die Mode der Frauenkleidung bestimmt? Daß er alle Bedürfnisse unseres Magens reglementiert, in jede Einzelheit unserer Lebenshaltung eingreift? Natürlich weiß ich, daß es notwendig ist, um durchzuhalten, mißverstehe ich mich nicht, davon ist nicht die Rede. Aber daraus folgt, daß die volle Kraft des „Wir“ erst während des Krieges entdeckt wurde; glaubt man, daß der Frieden diese Entdeckung wieder veressen wird? Sicherlich nicht, es wäre ja unsinnig. Er wird genau wissen, daß es notwendig ist, überall einzugreifen, übertriebene Wünsche und Gelüste der einzelnen einzudämmen zum Nutzen der Allgemeinheit. Aber das bedeutet, daß das „Ich“ vollständig seine alte Wichtigkeit verloren hat, dieses „Ich“, dessen Freiheit, Selbstbestimmung und Entwicklung der ganze Sinn der letzten Jahrhunderte war. Wie lange wurde z. B. für die Freizügigkeit der Menschen getritten — glauben Sie, daß der kommende Frieden sie wiederherstellen wird? Kaum. Das „Wir“ weiß natürlich, daß es Menschen und Arbeitskräfte im Lande braucht, und es wird sie im Lande dort verwenden, wo sie für die Allgemeinheit am nützlichsten sind. Auswanderungsverbote, Pöszwang, Arbeitspflicht und Arbeitsamweisung — all dies und hundert anderes wird ganz selbstverständlich sein und uns auch so scheinen. Aber es dünkt mir, daß diese Gefahr unserer Verwandlung gar nicht übersehen werden kann. Die Freuden der freien Selbstbestimmung, der Entwicklung des eigenen „Ich“ können durch keine noch so musterhafte und wunderbare Organisation ersetzt werden. Der Reiz der persönlichen Verschidenheit und Entwicklung wird verschwinden, und im eifrigen Bemühen, unsere vaterländische Menschheit wieder reicher zu machen, wird der einzelne verarmen, sein Willen wird verwimmern, seine Besonderheit verschwinden — wie eben Organe, die nicht mehr gebraucht werden, absterben. Das „Wir“ weiß uns unseren Platz an, bestimmt, wie wir uns zu kleiden, wieviel und was wir zu essen haben, es nötigt uns zur Ehe, es erweitert unsere Familie, es padt uns überall. Aber die weitere Gefahr des verschimmerten Ich besteht darin, daß sich auch nicht jene Persönlichkeiten mehr ausbilden können, die das „Wir“ leiten, es wird keine Führer geben, deren gerade die auf Organisationsgestellte Gesellschaftsform am meisten bedarf. Fürchtet nicht auch ihr, daß die Welt die Lehren und Erfahrungen des Krieges mißverstehen und seinen Zwang weiterführen und noch ausdehnen wird? Aber so natürlich und gebieterisch dies während des Krieges ist, so niederdrückend und schädlich wäre es während des Friedens. Das verachtete und ohnmächtige „Ich“ — wann wird die Welt es wieder entdecken?“

Die Hausfrau schüttelte den Kopf: „Ihr seid Schwarzseher. Alles zu seiner Zeit — das „Wir“ und das „Ich“, die Kräfte des Geistes und des Körpers. Wenn die Künstler, Gelehrten und Denker auch vielleicht nicht immer so gute Soldaten sein können, wie die andern, so weiß doch das Volk, daß sie zu seiner Größe und Kraft mitgeholfen haben. Und auch das kann ich mir nicht denken, daß nicht ein jeder von uns nachher darauf sehen wird, sich sein Leben nach dem Gebote seines eignen „Ich“ zu zimmern. Vielleicht wird er weiter noch ein bisschen Staatsbürger halten müssen, aber darauf kommt es doch wahrhaftig nicht an. Das „Wir“ hat gelernt, daß es sich, wenn es nottut, auf das „Ich“ verlassen kann: der Krieg gehörte dem „Wir“, der Frieden dem „Ich“. Ich habe eine andere Angst vor dem Frieden. Ich denke an die Berge, die der Krieg zwischen die Völker setzte, an die Hüften von Haß, die er herbeischwemmte, und ich fürchte, wenn die Menschen sich nun einmal an Haß und Ungerechtigkeit gewöhnt haben, so wird dies nachher auch das Leben unter den einzelnen vergiften. Haß ist dauerhaft und ansteckend; böse und verbittert werden die Völker hinter ihren Grenzen lauern. Und wie klein wird die Welt, die früher allen gehörte, geworden sein! Ich denke da nicht allein an die Reisen, obwohl sie das Gemüt aufreizen, uns lebhafter und beweglicher werden lassen, und so viel Schönheit zeigen! Doch es droht uns mehr. Die Verbindung der Völker machte alle einseitiger, geschmeidiger, alle werden härter sein und verknöchern, wenn sie nicht mehr sich aneinander erfreuen und lernen können. Der Haß aber wird wie ein Geschwür weiter fressen. Ach ja, einmal wird sich wohl auch das verlieren, werden die blutigen Erinnerungen verblasen, aber darüber vergehen Jahre, kostbare, unerbittliche Jahre, und unser Leben ist so kurz. So viel Mißtrauen, Bosheit und Lüge steht jetzt zwischen den Menschen, wird der Frieden das fortzäumen können? Was immer von den Feinden kommt, das wird dann bemäht und beschmüht, man kann daran keine Freude haben. Wie wird es möglich sein, zwischen den Menschen diese Mauern abzutragen, die mit Blut getücht sind? Wie werden in uns die Stimmungen und Erinnerungen des Krieges niederkämpfen müssen, und das wird uns am Anfang wie ein Verrat an unseren Toten vorkommen. Die Ersten, die schüchtern die Hand ausstrecken, werden verhöhnt von den Feinden, mißdeutet im eigenen Volke werden. Ihr eigener Stolz wird vor der Demütigung zurückschrecken. Der Krieg hat uns gelehrt, ein Volk zu sein, gehärtet, geschlossen, abgeschloffen. Aber wird der Frieden uns lehren, dies zu bewahren und dabei doch wieder ein Teil der Menschheit zu sein? Werden wir je wieder so unbesümmert und frei mit unseren Sinnen und Herzen die ganze weite schöne Welt befragen können? Manchmal, wenn ich von der tödlichen, verlodten Bösartigkeit der Menschen höre, möchte ich verzweifeln, und mir ist, als ob keine der Gefahren des Krieges so schrecklich sein könnte wie diese Gefahr des Friedens!“

Der Künstler seufzte: „Gefahren des Friedens ... ach ja! Und doch, wie sehnsüchtig erwarten sie die Menschen!“

## Eine frühlidige Schmugglergeschichte.

Ueber die böhmische Grenze fährt eine Bäuerin in die Stadt, um einige Käufe und Verkäufe zu erledigen. Sie hat auch die beiden Mädchen mit, „damit's amal an Abwechslung ham.“ Die Frau sitzt auf dem Aufsichterboden und auf den Rückseiten haben die Madeln Platz genommen, um die Ladung Bodenfrüchte und zwei junge Gänse zu bewachen. An der Grenze kommt pflichtschuldigst der Finanzheran und fragt, ob sie etwas Verbolbares mit sich führen. Die Frau nickt: „Nei, ich schaff Kartoffeln und Krautköpfe in die Stadt.“ Der Zollbeamte vor nicht mißtrauisch, fragte aber weiter: „Fleisch, lebende Tiere führen Sie net mit sich?“ Die Alte wendet sich langsam um und deutet auf die Rückseite, wo die Töchter saßen und die Gänse bewachten: „Ja so, jwoa junge Gänse hab i!“ Ueber das griesgrämige Gesicht des Finanzers zuckt es. „Seid's no allaweil trog 'm Krieg so g'poffi aufg'legt? Wann böz — er deutet auf die sichernden Mädchen — „junge Gänse san, so san's halt der Wuarta nach'rot'n.“ „Fährt ja!“ Das Wägelchen setzte sich schleunigst in Trab, und erst aus einiger Entfernung kündet das Schnattern der weißen Vögel dem wackeren Zollwächter an, daß insolge eines Mißverständnisses zwei wirtliche Gänse unverzollt die Grenze überschritten haben.

— Barvenu - Logit. Herr Wäcker (ein frischgeborener Hoflieferant): „Ich möchte ein Buch über'n „guten Ton“.“

## Der Widerspenstigen Zähmung.

Eine Humoreske von Oskar Ungnad.

Er soll Dein Herr sein! hatte der Pfarrer bei ihrer Trauung gesagt. Lottchen Wandelmann hatte es wohl gehört, aber sie hatte sich sofort, trotz der feierlichen Stimmung, in der sie sich befand, gedacht: „Daraus wird nichts. Nach meinem Willen muß es auch gehen.“

Sie wollte ihren Erich nicht zum Pantoffelhelden herabwürdigen, aber daß er „ihr Herr sein“ sollte, allein das große Wort führen würde, das wollte sie auf jeden Fall verhindern. „Er soll Dein Herr sein“, heißt es auch in der Operette, fiel ihr ein, in dieser lustigen Auffassung wollte sie sich sein „Häuserrantum“ gefallen lassen. Als sie nach all dem Trubel und Jubel der Hochzeitsfeierlichkeiten nun mit ihrem Erich im traulichen Fliederwochenheim beisammen saß, „endlich allein“, machte sie ihm mit ihrem Entschluß bekannt. „Hör mal, Schatz, mit dem berühmten, die Frau soll Untertan sein dem Manne“ hast Du bei mir kein Glid. Wenn schon ich nicht will, daß Du zu allem nur „ja“ und „Amen“ sagst, oder stets nur nicht zu meinen Dispositionen, so wirst Du doch keinen Ton mehr zu räktern haben, als ich. Kapierst?“ schloß sie schelmisch fragend.

Und ebenso belustigt antwortete er: „Also das ist Dein unumstößlicher Entschluß? Gut!“ Ihm gefiel das fröhliche Widerspenstigkeit an seiner kleinen Frau. Daher verlor er weiter kein Wort darüber und dachte wie seine „süße“ Ehehälfte „Abwarten!“

Vierzehn Tage idyllischer Fliederwochenzeit waren inzwischen vergangen, als Lottchen bemerkte, daß er ja doch „ihr Herr“ war, daß sie in jeder Beziehung seinen Willen tat und nach seinen Maßgaben handelte, ihn um Rat fragte, und getreulich denselben befolgte. „Das muß anders werden!“ sagte sie sich, „ganz abgesehen davon, daß sie ihm gegenüber unenergischer schien, würde sie auf diese Weise sich selbst gegenüber meinelidig werden, denn sie hatte sich doch geschworen, das Best nicht aus der Hand zu geben.“

Es mußte also etwas geschehen. Sie überlegte. Und Frauenlist findet schnell Mittel und Wege. Ihr fiel nämlich plüchlich ein, daß ihr Gatte, die sogenannten Grammophonie nicht „verkaufen“ konnte, wie er sich ausdrückte. Sie ging hin und kaufte eins mit 24 möglichst viel Stundal verursachenden Platten. Kurz bevor ihr Mann abends aus dem Bureau kommen mußte, setzte sie den Käpparat in Funktion. Als Erich eintat, rief er entsetzt: „O weh, was ist denn das für ein Stundal?“

„Ich habe mir ein Grammophon gekauft!“ sagte Lottchen energisch, ohne sich allerdings eines ungestümen Klappens ihres Herzens erwehren zu können.

Erich erwiderte nur gelassen: „Ach so!“, setzte sich zu Tisch und sprach wader dem Mable zu. Später nahm er einmal Gelegenheit, sich das „Käpparat“ nahe zu befehen, und nach der Beschichtigung bemerkte er sehr ruhig: „Wirklich sehr hübsch!“ Seine Ruhe machte sie fast rasend, und in ihrem seidenen Betiden dachte sie nachher noch über die Verstellungskunst der Männer, und wie unglücklich doch die Frauen sind, daß sie nie erkennen können, was in einem so schwarzen Männerherzen vorgeht.

Das sollte ihr aber bald klar werden. Als der Herr Gemahl sich am nächsten Mittag vor seinen wohlgeputzten Tisch hingepflanzt hatte und wader zugriff, erzählte er so ganz beiläufig: „Ich habe ein Drehektion gekauft!“

Messer und Gabel entfielen dem jarten Frauenhändchen klirrend auf den Teller, und fast entsetzt hauchte Lottchen: „Ein Drehektion?“

„Ja.“

„Wer soll denn den Spektakel aushalten?“ fragte sie schüchtern.

„Nanu.“ meinte er, sich eine gute Zigarre anstehend, „die Leute sind doch den Rabau in unserer Wohnung gewöhnt, auf ein bisschen mehr oder weniger kommt's nicht an.“

„Wann kommt denn das Monstrum?“

„Morgen.“

Und richtig! Am folgenden Tage „tanzen“ zwölf mächtige Transportmänner mit einem Riesentoken von Drehektion an, das sie der Wohnung des Käufers gemäß in den Salon plazierten. Während die junge Frau tränenden Auges, einer jener Nacht, die ihr Gatte hinterlassen, kam er zum Abend nach-

hause und erzählte mit dem unschuldigen Gesicht von der Welt, daß er seinen Freund getroffen habe und mit ihm im Tiergarten spazieren gegangen sei. Das war ihr der sicherste Beweis dafür, daß jene Verächtlichkeit auf dem Tennisplatz ihr mit Wissen ihres Mannes hinterbracht war, um sie zu erschrecken und für ihre Widerspenstigkeit zu strafen. Sie verriet zwar von ihrer Erkenntnis nichts, nahm sich aber vor, nunmehr ihrem Erich keinen Grund mehr zum Vergernis zu geben.

Schwachheit, dein Name ist Weiß. Einige Monate hatte sie ihrem Gelübde getreu jede Widerspenstigkeit unterdrückt. Da kam aber die gute Freundin wieder ins Haus, und damit waren abermals die guten Vorsätze Lottchens zum Fenster hinaus. Zu jener Zeit hatte Erich mit seiner kleinen Frau gerade eine Reise zu einer Familienfeierlichkeit nach Thüringen zu machen. Bis kurz vor einem ihnen beiden bekannten Tunnel war die Reise in bester Stimmung und Eintracht von statten gegangen. Da kamen sie auf besagten Tunnel zu sprechen und dieses unschuldige Bauwerk wurde direkte Ursache zu einem neuen Ausbruch der Widerspenstigkeit bei Lottchen. Sie wollte ihre Selbständigkeit und Angstlosigkeit beweisen, indem sie den sicheren Schlag neben ihrem Gatten mit einem Pluge auf der Bant gegenüber vertauschte, auf der an der anderen Fensterseite noch ein Herr saß, der nicht gerade einen schönen Eindruck machte.

Der Zug fuhr in den Tunnel ein. Als es ganz dunkel geworden war, stand Erich behutend auf, trat vorsichtig zu seiner Frau heran und küßte sie schnell. Als der Zug wieder ans Tageslicht kam und sofort darauf in die Station einfuhr, stieg man aus. Dabei fragte Erich in ruhigstem Tone: „Warum schreist Du denn plötzlich so halblaut auf, Schatzel?“

„Na, Du hast mich doch geküßt!“

„Ist mir garnicht eingefallen,“ gab Erich ernsthaft zurück.

„Was?“ rief Lottchen nun, „Du warst es nicht?“, und dabei suchte sie mit der Hand, mit den Handschuhen, dem Taschentuch und was sie sonst zum Wischen zur Hand kriegen konnte, ihren süßen Rachenmund von einem etelhaften Etwas zu befreien, das ihr Schaudern und Unbehagen bereiteite, und sagte schließlich: „Aber, dann hat mich ja der etelhafte Kerl, der in der anderen Ecke saß, geküßt!“

„Und sie wüßte und wüßte ihr blühendes Lippenpaar.“

Erich aber sagte indessen scheinbar sehr erregt: „Na, hör mal, Lottchen, wenn Du jetzt gar solche Sachen anfängst ...“

Ehe er aber vollenden oder gar noch weitere Vorwürfe machen konnte, hing sie schon vor allen Leuten an seinem Hals, küßte ihn weidlich ab und flehte: „Nein, lieber Erich, sei versichert, ich bin kurieret. Du sollst von nun an ein artiges, gehorames Frauchen haben!“

„Und sie hat dauernd Wort gehalten. Merkwürdigerweise!“

Wie du mir, so ich dir.

In der Landsturm-Zeitung von Douziers findet sich folgendes Geächtchen: „Bei Sedan. Staubige Landstraße. Singende Hüh. Oberleutnant o. Sp., ein Schwabe, hat auf dem Marische verächtliche Zivilisten ergreifen und oerhört sie in der nächsten Mairie. Neovot bringt der Maire dem Offizier ein Glas Wein, das dieser unbedacht auf einen Zug hinunterstürzt. Zuseh, das war Gift! Ein höllisches Feuer in der Kehle und im Magen. Pistole heraus: „Nai, was hast du mir vorgelegt?“ „Ah, bedauerliches Versehen, aber kein Gift, nein, nein, nur Esprit.“ „So — o — o —? Flasche her! Ganz richtig, owaigre de la-lade.“ „Du nicht doch Gift? Na, besser ist besser, warte, mein Freund, ein zweites Mal leim: du einen deutlichen Offizier mit deinem Esprit jetenfalls nicht mehr.“ Mit raschem Striff nimmt der Oberleutnant aus dem Wandbüch drei solide Wasserflaschen, reißt nette Hühchen, füllt sie bis zum Rande mit dem höllischen Esprit, stellt sie vor den Maire und der Einsicht halber auch vor die beiden Antipanten. Darauf mit ergebener Völe: „Ayez la bonité, messieurs! Un, deux, trois!“ Sech's stänende Augen heben sich fliegend zum Himmel. Aber was half's? Wuppich, waren, wie beim schönsten Bierjungen, die schmerzlichen drei Gläser Esprit hinuntergeschlurft: Drei Andianer tanzten wie befehen im Zimmer umher und haben seitdem einen grimmen Haß auf alle Espritantipanten.“